

FESTSPIEL-DIALOGE 2003

Der Krieg in der Moderne. Eine Zeitdiagnose

Gerhard Schulze

6. August 2003

Der Krieg in der Moderne. Eine Zeitdiagnose

- Hauptthese: Vordringen des Kriegsmusters der ganzen Moderne
- Das Muster der Vormoderne
- Das Muster der halbierten Moderne
- Das Muster der ganzen Moderne: Allgemeine Beschreibung
- Stigmatisierung des Todes
- Verfahrensdiskurs
- Thematisierung der Metaperspektive
- Unterwegs. Die Unvollendetheit der Moderne
- Statt einer Zusammenfassung: Maupassant und Fontane
- Epilog. Geschichte als Lernprozess

Normalerweise erinnert die Kommunikation der Weltöffentlichkeit an eine Konzertpause – Stimmengewirr, disparate Grüppchen, Themenchaos. Aber gelegentlich gibt es Momente allgemeiner Konzentration auf ein und nur ein Ereignis. Der Dirigent hebt den Taktstock. Die Monate vor dem Krieg im Irak waren einer dieser Momente. Nicht einmal der Mauerfall bewirkte eine derartige Fokussierung der globalen Aufmerksamkeit. Der drohende Krieg erhellte die kulturelle Landschaft wie eine Leuchtkugel.

Hauptthese: Vordringen des Kriegsmusters der ganzen Moderne

Ein tieferes Verständnis dessen, was sich in diesem Moment zeigte, setzt voraus, ihn als Übergangszustand zu begreifen, der zu einem langfristigen Prozess gehört. Zeitdiagnose verfolgt, anders als es der Ausdruck suggeriert, das Anliegen, über die Gegenwart hinauszusehen. Die Gegenwart wird gewissermaßen nicht als Fotografie aufgefasst, sondern als Teil eines Films; man betrachtet kein Standbild, sondern einen Verlauf. Für die Betrachter ist es hilfreich, auf Modelle zurückzugreifen, wenn sie den Film verstehen wollen. Modernisierung ist ein solches Modell. Dieser Begriff unterstellt der Geschichte ein bestimmtes Verlaufsmuster, dem Film einen ganz bestimmten Sinn.

Moderne heißt Distanz, Gefühlskontrolle, Rationalität, Sachlichkeit, Unvoreingenommenheit. Das ist viel, aber noch nicht alles. Moderne, wenn wir uns an den Zielen der Aufklärung orientieren, heißt zusätzlich, diese „Sekundärtugenden“ in den Dienst des Menschen zu stellen. Mit einem treffenden Ausdruck spricht Jürgen Habermas von der halbierten Moderne dann, wenn man das Hauptziel aus den Augen verliert und sich nur noch um die Mittel für welche Ziele auch immer kümmert.

Anfang 2003 manifestierte sich das Voranschreiten der Moderne als allmähliche Transformation von *Kriegsmustern*. Damit meine ich erstens Formen des Denkens und Redens über den Krieg und zweitens die in diese Formen eingebetteten

kriegerischen Handlungen selbst. Drei Kriegsmuster lassen sich unterscheiden: das Muster der *Vormoderne*, das der *halbierten Moderne*, und das der *ganzen Moderne*. In jedem Zeitalter finden sich Spuren aller drei Muster. Was sich jedoch wandelt, ist das Mischungsverhältnis. In der Vorkriegszeit 2003, so meine Hauptthese, hat es einen deutlichen Modernisierungsschub hin zum Muster der ganzen Moderne gegeben.

Das Muster der Vormoderne

Betrachten wir zunächst das Kriegsmuster der Vormoderne. In seiner Abhandlung *Die Zukunft der Krieges* kommt der israelische Militärhistoriker Martin van Crefeld zu dem irritierenden Schluss, dass es Krieg geben wird, solange die Menschheit existiert – aber nicht etwa deshalb, weil sich der Krieg immer wieder dazu anbieten würde, die Politik mit anderen Mitteln fortzusetzen. Diese von Clausewitz geprägte Deutung des Krieges lehnt van Crefeld als Pseudorationalisierung und Selbsttäuschung ab. Nein, meint er, in seinem Kern ist der Krieg nicht etwa Mittel für etwas anderes, er ist Selbstzweck. Der Krieg lebt davon, dass Menschen zum Sterben bereit sind, und dies sind sie nur dann, wenn sie den Krieg mit Leidenschaft betreiben. „So abscheulich die Tatsache auch sein mag,“ schreibt er, „der wahre Grund, weshalb wir Kriege führen, ist der, dass Männer gerne kämpfen und dass Frauen Männer gefallen, die bereit sind, für ihre Sache zu kämpfen“. (van Crefeld 2001, S. 322).

Diese Behauptung ist ein Ärgernis. Es fragt sich nur, worin das Ärgernis besteht: im Überbringer der Botschaft oder in ihrem Inhalt. Denn es ist nicht von der Hand zu weisen, dass der Krieg ein ewiges Faszinosum ist. Er ist ein Spiel; er ist ein an Spannung nicht zu überbietendes Geschehen; er ist eine totale existenzielle Herausforderung. Man muss nicht kriegslüstern sein um zu erkennen, dass Krieg berauschen kann; ein Blick auf die Darstellungen von Krieg und Gewalt genügt, von den frühen Heldensagen bis zu den Spielfilmen und Computerspielen des Jahres 2003. Diese Inszenierungen sind ein Spiegel unserer unveränderlichen Faszinierbarkeit. Krieg ist eine emotionale Opportunitätsfalle. Man muss sich geradezu dagegen wehren, Kriegsbilder und Kriegserzählungen nicht spannend zu

finden – etwa die High-Noon-Metaphorik, die sich um die Konfrontation von Bush und Saddam rankte, die Berichte der *embedded journalists* vor der Geräuschkulisse von MG-Salven und Artillerieeinschlägen, der Anblick des soeben auf dem Flugzeugträger gelandeten Präsidenten in Pilotenmontur.

Wenn ich dieses Muster als *vormodern* bezeichne, so meine ich keineswegs, dass es etwa historisch überholt sei. Vormoderne Denken ist den Menschen immer möglich; was sich historisch ändert, ist lediglich ihre Fähigkeit, dazu auf Distanz zu gehen. Das vormoderne Kriegsmuster ist gekennzeichnet durch die Lust an der Tat. Tollkühnheit wird mit Orden prämiert als wäre sie eine Tugend. Tugend freilich bedeutet Selbstkontrolle, während der Tollkühne jede Distanz zu sich selbst aufgibt. Der idealtypische Held hat keine Ratio und keine Moral. Er ist ein Purist der operativen Ebene ohne Metaebene. Mit Haut und Haar dem Hier und Jetzt ergeben, verkörpert er eine beglückende Einheit von Subjekt und Aktion. Insofern ist das vormoderne Kriegsmuster dem Geschlechtsakt oder dem Kunstgenuss vergleichbar. Wie für den leidenschaftlichen Liebhaber oder den Connoisseur spielen Zwecke, die über die Tat hinausweisen, für den vormoderne Kämpfer keine wichtige Rolle. Kriegsgründe finden sich immer; aber für das vormoderne Muster sind sie zweitrangig. Selbst die Gefahr, in die man sich begibt, ist kein Hinderungsgrund; sie ist im Gegenteil eine Bedingung der Faszination.

Das Muster der halbierten Moderne

Das vormoderne Kriegsmuster schließt moderne Elemente keineswegs aus; vielmehr bedient es sich ihrer. Von Anfang an war Krieg mit Spuren von Modernität verbunden. Man kann es auch anders herum formulieren: Die Moderne, wie wir sie aus dem 19. und 20. Jahrhundert kennen, hat mit dem instrumentellen Denken ein Schema ausbuchstabiert, das von Anfang an so untrennbar zum Menschen dazugehörte wie seine Hände und Füße. Nichts leuchtet uns modernen Menschen so sehr ein wie die Optimierung von Mitteln im Verhältnis zu einem Zweck, und bestünde er in der Vernichtung des Gegeners. Die Geschichte der Waffentechnik, der Verteidigungsmittel und der Kriegsstrategien von ihrer Frühzeit bis hin zu den

sogenannten intelligenten Bomben des 21. Jahrhunderts scheint nicht von Leidenschaft und Heldentum, sondern von nüchterner Rationalität bestimmt.

Der Zweck, andere zu töten und den eigenen Tod zu vermeiden, brachte ständig neue und wirksamere Mittel hervor. In der Steigerungsgeschichte der Tötungsmittel gab es immer wieder Modernisierungsschübe. Der erste Weltkrieg markiert einen besonders einschneidenden Wandel – zynisch gesprochen eine Effizienzrevolution, vergleichbar den etwa gleichzeitigen epochalen Entwicklungssprüngen von Produktionstechnik, Telekommunikationstechnik oder Transporttechnik. Zwischen dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 und dem ersten Weltkrieg kam es zu einem der bedeutendsten Modernisierungsschübe in der Geschichte der Militärtechnik. Dieser Steigerungssprung war um vieles größer als der vom ersten zum zweiten Weltkrieg. Was im zweiten Weltkrieg zum normalen Kriegshandwerk gehörte – Maschinengewehr, Panzer, Luftangriff, Grabenkrieg, Materialschlacht, Massenheer – hatte seine Prägung als Muster der Kriegsführung bereits im ersten Weltkrieg erfahren.

Beim Kriegsmuster der halbierten Moderne geht es um die Perfektionierung des *Mittels* Krieg, um das *Kriegskönnen*. Es war bereits Clausewitz zu Beginn des 19. Jahrhunderts, der diese Sichtweise geradezu schockierend konsequent und bis heute maßgeblich ausgearbeitet hat. Der *Zweck* dagegen, für den der Krieg ein Mittel sein soll, ist kein Thema für Clausewitz – so, wie Ingenieure nicht über die Zwecke von Maschinen, Brücken, Hochhäusern, Fertigungsanlagen, Softwarepaketen oder gentechnischen Konstruktionen reflektieren. Sie nehmen Zwecke als gegeben hin und versuchen, die Mittel dafür zu optimieren.

Nun hat es gewiss Vorteile, wenn nicht alle Ingenieure zusätzlich auch noch Philosophen sind. Das schmälert aber nicht die Dringlichkeit der Frage, wo denn die Zwecke herkommen, für die sich die Ingenieure so engagieren. Im Fall des Krieges stellt sich diese Frage mit größerer Schärfe als in jedem anderen Zusammenhang, denn wer will schon sinnlos sterben?

Das Muster der ganzen Moderne: Allgemeine Formel

Wir haben uns im Lauf der vergangenen beiden Jahrhunderte ein Verständnis der Moderne zu eigen gemacht, das ihren Kern nur teilweise erfasst. Überwältigt vom Eindruck linearer Aufwärtsentwicklung, den die gemeinsame Geschichte von Naturwissenschaft, Technik, Wirtschaft, Medizin, Medien und Konsum im kollektiven Gedächtnis der westlichen Zivilisation hinterlassen hat, übersieht man leicht, dass modernes Denken noch in etwas anderem besteht als bloß in der systematischen Erweiterung der Möglichkeiten wozu auch immer. Dieses Andere prägt die Transformation der Kriegsmuster.

Die Moderne unterscheidet sich von der Vormoderne durch Gefühlsdistanz, Reflexivität, Rationalität. Wodurch aber unterscheiden sich die beiden Kriegsmuster von halbiertes und ganzer Moderne? Auf den einfachsten Nenner gebracht, dominiert in der halbierten Moderne die Idee des Könnens, in der ganzen Moderne die Idee des Seins.

Das Kriegsmuster der ganzen Moderne geht über die Idee des Könnens hinaus, ohne sie zu vergessen. Der Krieg wird von seinem obersten Zweck her thematisiert. Fragt man nun, worin dieser Zweck denn eigentlich bestehe, fühlt man sich zunächst an das Kriegsmuster der Vormoderne erinnert. Für wen kann Krieg überhaupt einen Zweck haben, außer für Achilles, Hitler und Rambo? Geht es nicht immer noch um die Lust am Krieg? Man denkt an das Lied vom schönen Soldatentod, an Kriegsmymen, Heldenepen, an Ernst Jüngers *Stahlgewitter*, an Kameradschaftsabende von Veteranen, die sich über *Kriegserlebnisse* austauschen, an das Hubschraubergeschwader in Coppollas *Apokalypse Now* mit Richard Wagner im Soundtrack.

Doch zu all dem befindet sich das Kriegsmuster der ganzen Moderne in maximaler Distanz. Krieg wird dabei, so widersprüchlich es klingt, nicht vom Thrill des Todes her gedacht, sondern aus der Perspektive des Lebens. Der Grundgedanke lässt sich auf die Formel bringen, dass der oberste Zweck allen Könnens das Sein ist. Und

daraus folgt für den Krieg: *Der einzige Grund, Leben aus Spiel zu setzen, ist das Motiv, es zu retten.* Diese Denkweise ist ein Ergebnis des Nachdenkens. Jeder, der seinen Verstand benutzt, muss zum gleichen Ende kommen.

Läuft dies aber nicht auf die radikal-pazifistische Formel *Nie wieder Krieg* hinaus? Und ist die Vorstellung eines Kriegsmusters der ganzen Moderne nicht ein Widerspruch in sich? Leider nein, denn es wäre unrealistisch, das Leben als obersten Wert nicht ständig in Gefahr zu sehen. Radikaler Pazifismus, so verständlich er angesichts der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts ist, erscheint andererseits aus genau demselben Grund als weltfremd. Der Preis des Pazifismus kann bitter sein. Eine pazifistische Denkblockade ist nicht minder gefährlich, als es die bellizistische Denkblockade vor den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts war. Trotzdem ist der Pazifismus wichtig. Er ist eine Medizin gegen Leichtfertigkeit; er zwingt zu Begründungen und zum Diskurs; er hindert am Draufhauen und Losschlagen. Ihm fehlt die letzte Klarheit des Gedankens, aber gleichzeitig ist er ein Katalysator klaren Denkens.

Was berechtigt aber nun zu der Behauptung, das Kriegsmuster der ganzen Moderne habe sich im zeitlichen Umfeld der Irakkrise 2003 manifestiert? In welcher Weise ist es konkret geworden? Vor allem drei Indizien sind aufschlussreich; abkürzend bezeichne ich sie im Folgenden als Stigmatisierung des Todes, Verfahrensdiskurs und Thematisierung der Metaperspektive. Alle drei Indizien traten zwar historisch nicht das erste Mal in Erscheinung, aber in neuer Prägnanz und auf einem höheren Niveau als früher, etwa in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg.

Stigmatisierung des Todes

Seit Menschengedenken wird der Tod im Krieg heroisiert. Horaz adelte ihn mit einer Verszeile, auf die nun schon seit zweitausend Jahren Trauerredner zurückgreifen: *Dulce et decorum est pro patria mori* – der Tod fürs Vaterland ist süß und ehrenvoll. Das Opfer des eigenen Lebens gilt als nicht überbietbare moralische Leistung, die vielen Mythologien zufolge mit Auszeichnungen im Jenseits prämiert wird. Und auf

der anderen Seite gibt es kein größeres Verdienst, als möglichst viele Gegner zu töten. Das Prestige des eigenen Kriegstodes tritt etwa in einer der ersten Kriegssituationen des zweiten Weltkriegs zu Tage, als den Deutschen aus einem Wald hinter der polnischen Grenze hunderte junger Adliger mit gezogenem Säbel entgegenritten, immer hinein ins MG-Feuer; dass kein einziger überleben würde, stand von vorneherein fest. Wir können sicher sein, dass die Soldaten der Wehrmacht darauf überwiegend mit Freude und Stolz reagierten. Das Motiv der Genugtuung angesichts der Leichen der Feinde zieht sich vom alten Testament über die Verherrlichung der Abschussquoten von Kampfpiloten wie Richthofen bis zum Body count der Amerikaner im Vietnamkrieg.

Erst vor dem Hintergrund von Schlachtengemälden, auf denen die Sieger über die blutenden Körper der Besiegten galoppieren, fällt einem auf, wie andersartig doch der Zungenschlag der Kriegstod-Rhetorik geworden ist. Die Verhaltenheit des Triumphs, den die Sieger im Irak an den Tag legen, ist ein aufschlussreiches atmosphärisches Detail. Zu den politisch korrekten Nachkriegsgefühlen zählen unter anderem die Erleichterung über ausgebliebene Katastrophen und das Beklagen der Opfer. Von Euphorie jedoch wie im Wilhelminischen Deutschland am Sedanstag war nichts zu sehen. Sie würde nicht zum Kriegsmuster der ganzen Moderne passen. Die als erlaubt und unerlaubt geltenden Schemata der Selbstinszenierung sind das symbolische Schattenbild eines kulturellen Wandels.

Das paradoxe Phänomen der Stigmatisierung des Todes bewegt sich innerhalb eines Denkrahmens, der den Krieg als kollektiv legitimierten Vorgang des Tötens und Sterbens keineswegs in Frage stellt. Betrachten wir beispielsweise den Begriff des Kollateralschadens, der so viel Irritation ausgelöst hat, als er zum ersten Mal verwendet wurde, um zivile Opfer von Natoeinsätzen auf dem Balkan sprachlich zu kaschieren. Ich teile die Ablehnung dieses Begriffs, aber ich tue dies in dem Bewusstsein, dass er auf perverse Weise etwas reflektiert, was ich begrüße. Im Begriff des Kollateralschadens steckt eine militärhistorisch neuartige Verschämtheit. Er spiegelt die offensichtlich für notwendig gehaltene rhetorische Beschwichtigung einer Öffentlichkeit wider, die den Kriegstod stigmatisiert statt ihn zu feiern. Das

technische Pendant dazu sind die sogenannten intelligenten Waffen. Es ist richtig, darin eine enorme Steigerung des Tötungspotenzials zu sehen, aber dies ist nur die halbe Wahrheit. Was sich gleichzeitig gesteigert hat, ist die Fähigkeit zur Begrenzung des Tötens. Über der Brutalität der Vernichtung am Einschlagspunkt vergisst man leicht den gleichzeitig *ersparten* Tod. Dabei geht es keineswegs nur um die eigenen Truppen, es geht auch um die Zivilbevölkerung im Feindesland. Die europäische Berichterstattung über den Irakkrieg zeigte zu Recht zahlreiche zivile Opfer. Richtig ist aber auch, dass die Zahl der zivilen Opfer im historischen Vergleich außerordentlich niedrig war. Dies festzustellen ist noch kein Zynismus; zynisch wäre erst die Suggestion, dass der Tod von Unbeteiligten schon nicht so schlimm sei, wenn er nur relativ wenige ereilt.

Nichts spiegelt freilich den globalen Mainstream der Stigmatisierung des Todes deutlicher wider als die Kriegsgrunddiskussion, die auch nach Beendigung der Kampfhandlungen nicht verebben wollte, sondern gerade in den USA und Großbritannien mit zunehmender Schärfe geführt wird. Die Erbitterung darüber, dass die Zweifel am Kriegsgrund immer mehr zur Gewissheit wurden, und dass die Kriegswilligen zum Teil konkret logen, um die Zweifel zu beschwichtigen, zeigt das Vordringen des Kriegsmusters der ganzen Moderne. Der einzige Grund, Leben aufs Spiel zu setzen, ist das Motiv, es zu retten. Massenvernichtungswaffen in der Hand von Saddam wären als Grund akzeptiert worden. Alle übrigen möglichen Motive – strategische Vorteile in der Region, Zugang zu Ölquellen oder gar die vormoderne Lust am Krieg – reichen für eine öffentliche Rechtfertigung des Krieges nicht mehr aus. Die Rechtfertigungsschwelle beim nächsten vergleichbaren Konflikt wird umso höher liegen, je windiger die Rechtfertigung des vergangenen Krieges rückblickend erscheint.

Verfahrensdiskurs

Aber wer soll darüber entscheiden, ob ein hinreichender Kriegsgrund vorliegt? Diese Frage leitet über zum zweiten Indiz für das Kriegsmuster der ganzen Moderne. Der Stigmatisierung des Todes entspricht ein leidenschaftlich geführter *Verfahrensdiskurs*.

Im Kriegsmuster der ganzen Moderne gilt der Krieg als mögliche Option, aber nur unter zwei Bedingungen: Es muss sich um einen gerechten Krieg handeln; und die Rechtfertigung des Krieges muss in einem überparteilichen Verfahren festgestellt werden. Vor dem Irakkrieg verlief die Hauptkonfliktlinie nicht etwa zwischen Pazifisten und Bellizisten, sondern zwischen Verfahrensbefürwortern und Verfahrensverächtern. Auf den ersten Blick scheinen die USA zu letzteren zu gehören. Von Anfang an degradierten sie die Debatten in der UNO zur Farce, indem sie ihre Absicht erklärten, auf jeden Fall nach eigenem Gutdünken zu handeln. Hätte ihnen das Verfahren letztlich Recht gegeben, so hätte die UNO-Legitimation wie eine nette, belanglose Dreingabe gewirkt.

Das Misstrauen der USA gegenüber der UNO und anderen internationalen Institutionen, allen voran der internationale Gerichtshof, bedeutet jedoch mitnichten ihre Abkehr von der Idee des Verfahrens. Wie Dan Diner herausgearbeitet hat, ist keine Nation so sehr und schon so lange von der Idee des gerechten Krieges durchdrungen wie die USA. Und die Kernelemente dieser Idee sind immer mit der Forderung nach einem Verfahren verbunden, mit dem man feststellen kann, ob ein Krieg gerecht ist oder nicht, ob er also der Abwendung eines menscheitsbedrohenden Übels dient, verhältnismäßig ist und das letzte Mittel darstellt. Wie sehr entgegen dem ersten Anschein gerade die USA diesen Prinzipien verhaftet sind, zeigt sich in der hitzigen Kriegsgrunddiskussion der Nachkriegszeit und in dem Bemühen der Regierungen Bush und Blair, doch noch Massenvernichtungswaffen zu finden. Die USA sind nicht gegen ein geordnetes Verfahren an sich, sie trauen es nur keiner anderen Instanz als sich selbst zu. Es ist genau diese Vermengung von handelnder Instanz und legitimierender Instanz, die zu heftiger und bis heute anhaltender Kritik seitens der Europäer und der UNO geführt hat. Die Gegenkritik der Amerikaner ist aber auch nicht von der Hand zu weisen; sie beruft sich auf den Zustand der UNO, auf ihr häufiges Versagen, auf das demokratische Legitimationsdefizit der meisten in ihr vertretenen Regierungen, auf den häufigen Missbrauch einer angeblich überparteilichen Institution im Dienst nationaler Egoismen. Die Idee vom guten Hegemon steht gegen die Idee eines

weltgesellschaftlich legitimen Gewaltmonopols, und jede Seite wirft der anderen illusionäres Denken vor.

Doch die Gewichte haben sich verschoben. Zwar sieht es gegenwärtig so aus, als hätte sich das Hegemonialdenken durchgesetzt, doch wurde es noch nie in solchem Ausmaß und mit so modernen Argumenten in Zweifel gezogen. Das *Hegemonialdenken* beruft sich auf die unveränderliche Natur des Menschen, das *Legitimationsdenken* auf die Lernfähigkeit von Gesellschaften und auf die Reformierbarkeit von Institutionen. Modern ist nur der letztere Gedanke.

So paradox es klingt – die weltweite Irritation über die Ohnmacht der UNO lässt sich als Indiz ihres Machtzuwachses deuten. Der Sicherheitsrat, bisher als nationalstaatliche Pokerrunde vor der Kulisse weltethischer Rosstäuschereien meist nur achselzuckend zur Kenntnis genommen, wurde plötzlich zum Kristallisationspunkt eines globalen Ordnungswillens, der im selben Maß wuchs, wie er frustriert wurde. Der Subtext in den Reden von Kriegsgegnern und Kriegswilligen wies thematisch über den Krieg hinaus auf die Frage, wie überhaupt bei einer kriegerischen Intervention zu verfahren sei. Die *Kriegsgegner* behandelten den Krieg emphatisch als Angelegenheit aller Nationen; die *Kriegswilligen* warfen sich erst dann in alter nationalstaatlicher Manier als selbstherrliche Herren des Verfahrens auf, als ihr Bemühen um globale Legitimation nicht schnell genug zum Erfolg geführt hatte.

Dies noch einmal zu tun wird immer schwieriger werden: wegen des internationalen Widerstands; wegen des Angewiesenseins auf Bundesgenossen; wegen des zunehmenden Legitimationsbedarfs im Inneren, gerade auch in den USA.

Thematisierung der Metaperspektive

In den Diskursformen, wie sie vor allem während der Kriegstage zu beobachten waren, sehe ich ein drittes Indiz für das Kriegsmuster der ganzen Moderne: die zunehmende öffentliche Bedeutung der *Metaperspektive*. Über diesen Krieg wurde

nicht nur berichtet, vielmehr wurde auch die Berichterstattung selbst ständig zum Gegenstand der Reflexion. Die Beobachtung der Beobachter war plötzlich allgegenwärtig. Die Medien entdeckten die Medienkritik als unerschöpfliches Thema. Es gab Berichte über *embedded journalists*, über die Zusammenarbeit zwischen Pentagon und Hollywood, über präsidentiale Inszenierungen, über selektive Berichterstattung, über Pressekonferenzen der militärischen Führung und dabei vorgelegtes Material; es gab ausführliche Darstellungen der Perspektiven verschiedener Nachrichtensender; es gab Nachrichtenkritik bis hin zur öffentlichen Aufregung über den Gesichtsausdruck eines deutschen Nachrichtenmoderators nach einem proamerikanischen Kommentar; und es gab ebenso heftige Gegenkritik an der Medienkritik, etwa die Aufregung über den deutschen Fernsehintendanten Peter Voss, nachdem dieser der ARD Unausgewogenheit zu Ungunsten der USA vorgeworfen hatte.

Die Metaperspektive erlaubt Skepsis, Vergleich, Relativierung, Multiperspektivität, Ungewissheit. Nicht umsonst war sie in fast allen bisherigen Kriegen lebensgefährlich, weil sie eine emotionale Distanz zum Kriegsgeschehen herstellt. Der jüngste Fortschritt moderner Reflexivität, bei der die *Art* des Denkens, Redens, Berichtens und Kommentierens selbst zum Gegenstand wird, markiert einen point of no return. Mit weniger werden sich moderne Menschen nicht mehr zufrieden geben.

Unterwegs. Die Unvollendetheit der Moderne

Stigmatisierung des Todes, Verfahrensdiskurs und Metaperspektive sind in dieser Verbreitung und Intensität einmalig. Sie weisen auf einen kollektiven Lernprozess hin, der das Kriegsmuster der ganzen Moderne entscheidend prägt.

Klar ist freilich auch, dass sich dieser kollektive Lernprozess noch am Anfang befindet. Die Stigmatisierung des Todes verhindert beispielsweise nicht, dass es immer noch eine Art Hierarchie der Schrecklichkeit des Todes gibt: Kinder stehen ganz oben, Militärangehörige ganz unten. Der Verfahrensdiskurs unterstellt der UNO eine Legitimität und institutionelle Effizienz, von der sie noch weit entfernt ist.

Und die Metaperspektive ist unausgereift – die Kontrahenten sehen vor allem den Knick in der Optik der *anderen* und vergessen die Beschränktheit der eigenen Perspektive. So springen die Konfliktlinien der operativen Ebene auf die Metaebene über, während der Sinn der Metaebene doch gerade darin besteht, einen gemeinsamen Nenner zu finden.

Statt einer Zusammenfassung: Maupassant und Fontane

Im Jahr 1883 erschien eine Erzählung von Maupassant mit dem Titel *Die Abenteuer des Walter Schnaffs*. Sie schien mir auf den ersten Blick amüsant und auf den zweiten Blick radikal, weit ihrer Zeit voraus. Dieser Eindruck bestätigte sich, als ich Maupassants Erzählung mit anderen Texten aus derselben Epoche verglich. Einer dieser Texte ist das Gedicht *Am Jahrestag von Düppel* von Theodor Fontane, auf den ich gleich zu sprechen komme.

Doch zunächst Maupassants Geschichte. Sie beginnt so: „Seit Walter Schnaffs mit der Invasionsarmee in Frankreich war, hielt er sich für den unglücklichsten aller Menschen. Er war dick, marschierte nur unter Plagen, schnaufte viel und litt schrecklich an den Füßen, denn sie waren sehr platt und sehr groß... Im übrigen dachte er, dass alles Schöne mit dem Leben zu Ende ist; und aus Instinkt und Überlegung hegte er im Herzen einen furchtbaren Hass auf alle Kanonen, Gewehre, Revolver und Säbel, aber besonders auf die Bajonette, da er sich außerstande fühlte, diese rasche Waffe flink genug zu handhaben, um seinen dicken Bauch zu verteidigen.“

Als ich das las, empfand ich viel Sympathie sowohl für Walter Schnaffs als auch für seinen Erfinder. Und ich wollte wissen, wie es weitergeht. Nun, Walter Schnaffs wird mit einem Spähtrupp ausgeschiedt, gerät in eine Schießerei, zwanzig seiner Kameraden werden getötet. Dann stürmt ein Trupp französischer Freischärler mit aufgepflanztem Bajonett auf die paar noch lebenden Preußen zu. Ohne nachzudenken, springt Walter Schnaffs in einen von Gestrüpp überwucherten Graben. Zwei Tage und zwei Nächte bleibt er dort völlig verängstigt sitzen.

Der Hunger treibt Walter Schnaffs schließlich aus seinem Versteck. Er kommt an ein Schloss, dessen Bewohner Reißaus nehmen, sobald der Soldat, inzwischen schrecklich anzusehen, zum Fenster hereinschaut. Über das reichhaltige Abendessen, das sie zurücklassen, macht Walter Schnaffs sich her. So findet ihn die Nationalgarde, als sie das Schloss heldenhaft von *den* Preußen befreit, denn der französische Kommandeur schätzt in seinem späteren Bericht die Stärke des Feindes auf 50 Mann.

Der Kommandeur bekommt einen Orden, und Walter Schnaffs widerfährt, was er sich die ganze Zeit sehnlichst gewünscht hatte: Er wird *Gefangener*, bewacht von zweihundert Soldaten. Er ist gerettet.

Etwa zur selben Zeit, als die Geschichte von Walter Schnaffs geschrieben wurde, erschien in einer Neuausgabe das Gedicht *Am Jahrestag von Düppel* von Theodor Fontane. Düppel war der Schauplatz der entscheidenden Schlacht im preußisch-dänischen Krieg 1864. Nie im Leben hätten die Preußen für diesen klar auf Annexion gerichteten Angriffskrieg gegen Dänemark ein Uno-Mandat bekommen. In seinem Gedicht gedenkt Fontane der gefallenen Preußen mit folgenden Worten:

Bei Sturmmarsch-trommeln und -blasen

Mussten sie schlafen ein

Nun grünt der erste Rasen

Über ihren Stein

Ruht sanft; in eurem Grabe

Sei euch die Erde leicht!

Des Lebens beste Habe

Hat euch der Tod gereicht:

Um Sieg und Himmel werben,

so war es euch beschert;

Ihr musstet frühe sterben,

Doch war es Sterbens wert.

Ob Walter Schnaffs das wohl eingesehen hätte, wäre er nicht nach Frankreich geschickt worden, sondern nach Düppel? Ob er sich über Ritterschlag frei nach Horaz gefreut hätte? Walter Schnaffs war Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine Figur, wie man sie sich unzeitgemäßer nicht vorstellen kann. Maupassants Geschichte passt nicht zu jener stürmischen Militarisierung der Politik, die dem ersten Weltkrieg voranging; Fontanes Gedicht schon eher. Walter Schnaffs ist seiner Zeit voraus; vielleicht können wir ihn als einen frühen Boten des einundzwanzigsten Jahrhunderts begreifen. Das Unrühmliche von Walter Schnaffs, sein Sprung in den Graben und seine allzumenschlichen Sehnsüchte überzeugen die meisten von uns mehr als die Pointe des Gedichts von Fontane. Dass irgendetwas des Sterbens wert sein könnte, will heute bei weitem weniger Menschen in den Kopf als vor hundert Jahren.

Epilog: Geschichte als Lernprozess

Ich gebe zu: Das klingt so, als würde ich den Menschen Vernunft zutrauen. Im Internet ist mir folgendes Zitat begegnet: „Es hat sich schon einiges geändert, wenn der beste Rapper ein Weißer und der beste Golfer ein Schwarzer ist und wenn Deutschland nicht in den Krieg ziehen will.“ Etwas ist besser geworden – das klingt wie ein Witz. Angeblich stammt der Ausspruch von dem amerikanischen Komiker Chris Rock. Ich nehme ihn trotzdem ernst. Es gibt kollektive Lernprozesse, und sie sind ebenso interessant und beschreibungswürdig wie Krisen, Kriege und Katastrophen. Aber seit Jahrzehnten gilt eine merkwürdige Arbeitsteilung: Das Negative ist Sache der Intellektuellen und der Europäer; das Positive bleibt der Werbung und den Amerikanern überlassen.

Vor kurzem sprach Joachim Fest bei der Verleihung des Einhard-Preises für herausragende Biografik über Geschichte im Allgemeinen. Seine Rede gipfelte in einer schroffen Zurückweisung jedes Anflugs von Vertrauen in die Lernfähigkeit von Kulturen. Fest zieht dem amerikanischen Komiker gewissermaßen die Ohren lang.

Illusionslos holt er alle Naivlinge aus ihren Träumen von Aufklärung und kultureller Evolution ins weglose Ödland der erratischen Wirklichkeit zurück.

Originalton Fest: „Und auch ein Sinn lässt sich aus den Bergen von Vergangenheitsschutt, die sich vor dem Historiker aufhäufen, nicht ablesen, wie unermüdlich auch die Jahrhunderte danach gesucht worden ist. Schon gar nicht folgt die Geschichte irgendwelchen Heilsplänen, sei es zur Ankunft des Reiches Gottes, sei es zur Freiheit, und all die emanzipatorischen Gewinne, die manche zeitgenössischen Geschichtsdeuter ihr entnehmen, können nur herausgelesen werden, nachdem sie zuvor in sie hineingedeutet worden sind. Es ist alles Theologie.“

Im gleichen Atemzug verwirft Fest auch jeden Versuch einer zusammenfassenden Beschreibung oder universalhistorischen Abstraktion. Nützlich sei dies allenfalls für diejenigen, die in Gottes Namen irgendeine Orientierung brauchen, sei sie auch noch so falsch. Theorie ist für ihn bloß ein Placebo für die Schwachen im Geist. Was Fest als einziges gelten lässt, ist die geschichtsmächtige Unergründlichkeit des Einzelnen.

Richtungslosigkeit und Rätselhaftigkeit: damit wird Geschichte zu einem verfilzten, verknoteten Geflecht von Geschichten, denen man sich am besten als Erzähler nähert, wie es Fest so brillant tut. Darin folge ich ihm gerne, aber in einer Hinsicht geht er mir zu weit: Er erklärt seine Perspektive zum Wesen der Dinge. Zur Unergründlichkeit der Geschichte gehört eben, dass man sie so oder so betrachten kann. Man kann sich, wie Fest, für das Singuläre interessieren, oder, wie viele andere, für das Allgemeine. Dass sich dabei schon viele geirrt haben, beweist noch lange nicht die Zwecklosigkeit der Suche. Nicht einmal der Begriff des Fortschritts kann als erledigt gelten. Viele bedeutende Intellektuelle der Gegenwart lassen sich als Kronzeugen anführen, etwa John Rawls, Michael Waltzer, Hilary Putnam, Richard Rorty, Robert Brandom – freilich lauter Amerikaner, aber das ist ja kein Gegenargument.

Wir befinden uns in einem kollektiven Lernprozess. Stigmatisierung des Todes, Verfahrensdiskurs und Aneignung der Metaperspektive gehören zu einer

kollektiven Fortbewegung vom Kriegsmuster der halbierten zum Kriegsmuster der ganzen Moderne. Nicht Walter Schnaffs als Protagonist, wohl aber die ganze Erzählung Maupassants ist ein Beispiel dafür. Metaperspektive heißt: Sich nicht einfach in Geschehnisse verstricken lassen, sondern immer wieder aus der Distanz eines Menschen darauf zu schauen, der seine fünf Sinne beisammen hat und ihnen mehr vertraut als den offiziellen Mythen. Ein Symbol dafür ist das Erdloch, in dem Walter Schnaffs plötzlich dem Geschehen entrückt ist und nun darüber *nachdenken* kann, während es oben allmählich ruhiger wird.

Die Frage nach Kriegsgründen und die Frage nach den Verfahrensweisen, die zu befolgen sind, um Kriegsgründe festzustellen, heben den globalen Kriegsdiskurs über das Niveau von Gefühlsausbrüchen und Moralappellen hinaus. Es geht um philosophische, rechtliche und institutionelle Probleme. Das vormoderne Kriegsmuster setzt hitzige Emotionen voraus, das Muster der ganzen Moderne einen kühlen Kopf. Dass viele Menschen die Distanz aufbringen, sich mit Argumenten auseinanderzusetzen, die trocken bis zur Langweiligkeit sind, ist nicht selbstverständlich. Für den kollektiven Lernprozess, der zu dieser Bereitschaft führt, ist Bildung notwendig, aber nicht hinreichend. Sein wichtigster Motor ist der Common Sense – die Selbstbesinnung darauf, was angesichts der Umstände, in denen sich die Welt heute präsentiert, wohl das Beste wäre.

Ist es möglich, dass viele lernen, mit kühlem Kopf zu denken? Immerhin geht der Siegeszug des instrumentellen Denkens genau darauf zurück. Moderne Denk- und Handlungsmuster wie Abstraktion oder methodisches Vorgehen und Orientierung an expliziten Erfolgskriterien sind uns längst in Fleisch und Blut übergegangen. Wir setzen sie dann ein, wenn wir Mittel für Zwecke optimieren wollen, ob es nun um die Anschaffung eines Autos geht, um die alltägliche Verwendung des Computers oder um Forschung. Beim Kriegsmuster der ganzen Moderne geht es darum, die Haltung des kühlen Kopfes auf einen Bereich zu übertragen, wo es bisher Tradition war, das heiße Herz sprechen zu lassen: auf die Kultur und auf die Beziehung zwischen Kulturen. Huntingtons These des *Clash of Civilizations* geht von der Weltherrschaft des vormodernen Kriegsmusters aus und rät dazu, sich mit dem

Kriegsmuster der halbierten Moderne darauf einzustellen. Die These vom historischen Vordringen des Kriegsmusters der ganzen Moderne setzt dagegen auf die Unwiderstehlichkeit von Rationalität. Was sich im Prozess der Naturaneignung als so sinnvoll erwiesen hat – der kühle Kopf –, wird in einem analogen kollektiven Lernprozess auf die Kulturaneignung übertragen.

Nun ist wieder der Normalzustand der Weltöffentlichkeit eingeleitet – Konzertpause, um zu meinem eingangs gewählten Bild zurückzukehren. Schon wird die Erinnerung blass, und Uno-Resolutionen sind für viele nicht so interessant wie die zweite Schwangerschaft von Steffi Graf. Das normale Leben gewinnt wieder die Oberhand, neue Automodelle und Eigenheimfinanzierungen erweisen sich als die wirklich dauerhaften Themen.

Und der Irak ist nicht länger Objekt von Großtaten und Kristallisationskern für Grundsatzdebatten. „Mission accomplished“, das Motto, mit dem Präsident Bush auf dem Flugzeugträger willkommen geheißen wurde, hat inzwischen einen Beiklang von bitterer Ironie. Afghanistan ruft sich wieder in Erinnerung, der Kongo, Liberia, Palästina. Der Irak sinkt in die Kategorie der Nebenkriegsschauplätze zurück. Doch all die Nebenkriegsschauplätze schließen sich in der Wahrnehmung der Weltöffentlichkeit allmählich zu einem einzigen Hauptkriegsschauplatz zusammen, so unterschiedlich die lokalen Ursachen auch sein mögen, zu einem Patchwork-Weltkrieg, der uns keine Alternative lässt, als das Kriegsmuster der ganzen Moderne weiter auszuarbeiten.